





Wiederankünfte auf Grund der Berichte der Deutschen Seewarte in Hamburg.
Donnerstag, den 10. Oktober: Wolke, kühl, Regenfälle. Starker Wind. Sturmwindung für die Küsten.
Volkswirtschaftlicher Theil.
Bermischte Nachrichten.
Königsberg 8. Okt. Der aufserordentliche Generalanhang der Preussischen Landchaft...

Marktwirtschaft.
Leipzig 8. Oktober. Rohstoffmarkt. Bericht von Neumann u. Neumann in Leipzig. Weizen per 1000 kg netto matt, inländischer alter 138-143 Bf.
Weizen per 1000 kg netto matt, ausländischer alter 138-143 Bf.
Weizen per 1000 kg netto matt, ausländischer neuer 129-130 Bf.
Weizen per 1000 kg netto matt, ausländischer neuer 129-130 Bf.
Weizen per 1000 kg netto matt, ausländischer neuer 129-130 Bf.

Wienmärkte.
Magdeburg 8. Oktober. (Kauflager Bericht) Südlicher Schafwoll und Vieh.
129 Schweine (einschlüssig 21 Bullen), 129 Kälber, 186 Schafwoll, 8778 Schweine.
Preis am Dienstag, den 8. Oktober 1895.
129 Schweine (einschlüssig 21 Bullen), 129 Kälber, 186 Schafwoll, 8778 Schweine.
Preis am Dienstag, den 8. Oktober 1895.
129 Schweine (einschlüssig 21 Bullen), 129 Kälber, 186 Schafwoll, 8778 Schweine.

Waren- und Produktberichte.

Getreide.
Berlin 8. Oktober. Weizen (einschlüssig mit Ausbeute) per 1000 Stroh loco.
Kornmehl per 1000 Stroh loco.

Leinwand.
Berlin 8. Oktober. Leinwand (einschlüssig mit Ausbeute) per 100 Stroh loco.

Table with 2 columns: Description of securities and their values. Includes 'Deutsche Fonds und Staatspapiere', 'Ausländische Fonds', and 'Deutsche Hypotheken-Pfandbriefe'.

Table with 2 columns: Description of securities and their values. Includes 'Eisenbahn-Prioritäts-Obligationen', 'Eisenbahn-Stamm-Aktien', and 'Bank-Aktien'.

Table with 2 columns: Description of securities and their values. Includes 'Industrie-Aktien', 'Obligationen industrieller Gesellschaften', and 'Bergwerks- und Güter-Aktien'.





## Eigenerblut.

3] Eine Novelle.

Aber die Götter beneideten uns ob unſeres ſtillen reinen Glückes. — Meine geliebte Bianca erlag einer tüchtigen Krankheit. Ich pflegte ſie ſelbſt und der dankbare Blick, der mich für die kleinſte Dienſtleiſtung traf, war mir theurer als eine Welt. So lange ſie die Geige noch zu halten und den Bogen zu führen vermochte, ſpielte Bianca, aber nur zu bald mußte ſie ſich nur mit Zuhören begnügen und ich that dann mein Möglichſtes, meinem Spiel die fünſtleriſche Vollendung zu geben, die das ihre Charakteriſtik.

Eines Abends ſchien ſie etwas lebhafter als ſonſt und bat mich ihr das Inſtrument zu geben. Auf meine Frage, ob ich nicht ſpielen ſolle, meinte ſie: „Einmal werde ichs doch noch halten können; höre zu, jezt ſage ich Dir Lebewohl.“ Was Bianca jezt ſpielte, läßt ſich nicht mit Worten beſchreiben, es läßt ſich höchſtens fühlen. Der Abend war wunderbar, unſchreiblich. Die Sonne näherte ſich immer mehr dem Horizonte, Biancas Spiel wurde immer leiſer, immer wehmüthiger. Wir ſahen uns an, aber ſprechen konnten wir Beide nicht. Der Bogen war ihrer Hand entglitten, aber ihre zarten Finger ſchwebten gleich Engeln über die Saiten. — Ein letzter Sonnenſtrahl zitterte auf ihrem Lager, eine goldene Brücke bildend. Je länger ich hinſah, deſto natürlicher ſchien es mir. Auf der Brücke ſchwebten Engel, wie wohl einſt Jakob ſie im Traume erblickt hatte. Plötzlich verſchwand die Brücke und eine große Helle verbreitete ſich am Himmel, der ſich zu öffnen ſchien. Engel ſchwebten hinan und in ihrer Mitte erblickte ich einen, der war wunderſchön, er trug Geige und Bogen und ſah mit leuchtenden Augen auf mich nieder. —

Ich blickte auf Bianca. Ihre rechte Hand ruhte noch auf den Saiten, die Augen waren geſchloſſen und ein Lächeln verklärte ihr Antlig. — Die Viſion war verſchwunden, Bianca — war tot.

Laß mich ſchweigen von dem was folgte. Ich lebte lange Jahre als Einſiedler, nur meinem Kummer und dem Andenken an meine Bianca. Die Zeit, die große Tröſterin, erbarnte ſich auch meiner und wenn ich nun Biancas gedente, ſo iſt es mir, als träume ich immer wieder einen ſonnevoll ſchönen Traum durch. Ich reiſte viel und kann wohl ſagen, ich habe alle Erfindungen des menſchlichen Geiſtes, alle Inſtitutionen des Fortſchrittes geſehen — aber ich ſah auch viel und das war nicht ſchön, ich ſah auch die Schatten, die die Menſchen auf der Erde werfen. — Was ich auf der ungarischen Heide fand, das weißt Du und auch das Uebrige haſt Du ja miterlebt.

Die Geige aber ſchloß ich an jenem Abend in den Kaſten, in dem ſie ruhen blieb, bis Du ihr Erlöſung brachteſt und damit auch mich erlöſeſt, denn jezt iſt mein Herz den Offenbarungen der Tonwelt wieder geöffnet. — Bies nun, liebe Callana den Brief noch und wir werden zu Ende ſein.“ Callana erbrach das Schreiben: es enthielt eine Adaption in aller Form und das Vermächtniß des ganzen Beſitzthums an ihre Perſon im Falle von Roderigos Ableben.

„Jezt mein liebes Kind“, begann Roderigo wieder, „biſt Du meine Tochter und führſt den Namen Callana Sperſato, Deine Rechte ſind unantastbar und Du kanntſt von heute an über Alles nach Deinem Willen und Gutdünken verfügen, Du kanntſt mich fogar forſchicken, wenn Du willſt!“ meinte er lachend. Callana, die eine Weiße ſprachlos geworden war, fand endlich ihre Worte wieder: „Es iſt zu viel, zu viel für mich, ich werde es Dir nie vergelten können. Immer, immer werde ich bei Dir bleiben, Dich zu pflegen.“

„Schon gut, nun nenne mich aber Vater und verſprich nicht zu viel, denn es könnte wohl ein Tag kommen wo Du mich bitten würdeſt mich verlaſſen zu dürfen, Du biſt nun neunzehn Jahre alt und ich werde Dich im nächſten Winter in die Welt einführen.“

„O warum denn, laß uns doch allein hier bleiben, es iſt ſo ſchön hier, lieber . . . Vater; und ich verſichere Dich, daß ich Dich nicht verlaſſe.“

„Nun denn, laß gut ſein, wir bleiben alſo zuſammen; jezt aber vor Allem ertheile ich Dir meinen väterlichen Wuſch und Rath, Dich zur Ruhe zu begeben,“ meinte er lachend und führte Callana zur Thüre, wo er ſie nach einem väterlichen Gutenachtſuß entließ. In ihrem Zimmer angetommen, dachte Callana noch lange nicht an Ruhe und ſie mußte die Erlebnisse des Abends erſt überdenken, ihr war gar nicht ſchläfrig zu Muthe. Auch lockte die ſunderbare Mondnacht zu ſehr. Sie ergriff die Geige und ging auf den Balkon. Sie überdachte Alles, wie ſie nun reich und unabhängig ſei, wie dieſer Mann ſie mit Güte überſchützte, daß ſie nun einen Namen, einen Vater habe und wie es ſei, dieſes Leben und das Bewußtſein, Jemand durch ſein Daſein zu erfreuen . . . Die Augen ſielen ihr zu und ihre Gedanken umſpannen einen Traum. Da plötzlich erwachte ſie. Ihr Blut glitt über das mondbeſchienen Meer, ruhte bewundernd auf den ſchönen Bäumen des Parks. Langſam erhob ſie ſich und ihre Arme öffneten ſich weit, gleichſam, als wollte ſie all die Herrlichkeiten an ihr Herz drücken.

Alirrend ſchwirrte etwas durch die Luſt und fiel zu ihren Füßen nieder: ſie hob einen Pfeil auf, um deſſen Schaft ein Papier gewickelt war. Mit zitternden Fingern löſte ſie es und las Folgendes:

„Ich harrete Deiner in verzehrender Sehnsucht. Wo bleibſt Du heute ſo lange? Ich muß Dich ſprechen. Laß den Ruf des Birols erſchallen, wenn es geſchehen kann, fürchte nichts. Michael.“

Callana zitterte wie Eſpenlaub beim Leſen dieſer Zeilen und immer und immer wieder überflogen ihre Augen das Papier, wie um ſich zu verſichern, ob es auch wirklich wahr ſei. Dann ging ſie langſamen Schrittes in ihr Voudoir und kam bald darauf mit dem Fidelbogen zurück, den ſie vor Wochen gefunden hatte: „Ich muß doch fremdes Gut zurückgeben,“ entſchuldigte ſie ſich. Ihre Aufregung hatte ſich gelegt und einer unheimlichen Ruhe Platz gemacht, lange Zeit ſah ſie da, von den widersprechendſten Gefühlen gefoltet. Alle die Güte, die ſie immer und beſonders heute erfahren hatte, drückte ſie förmlich zu Boden. Was würde Onkel Roderigo . . . ?

Flehende Töne drangen aus der Ferne an ihr Ohr. Sie fragte nicht länger: einem Freudenſchrei gleich entfloß der wohlbekannte Laut ihrem Munde.

Sie ſank zurück und lauſchte, lauſchte. Jezt hörte ſie Schritte auf dem Kies und jezt haſtete ſich etwas am Balkonitter feſt und jezt — ſie bedeckte ihr glühendes Geſicht mit beiden Händen, ſie hörte nichts mehr und fühlte nichts als gewaltige Hammerſchläge ihres eigenen Herzens. Es war ihr beinahe, als ſei ſie allein. Allmählich beruhigte ſie ſich und löſte die Hände von ihrem Antlig. Ihr gegenüber in ruhig beſcheidener Haltung ſtand der, welcher ſich am Schluſſe ſeiner Botſchaft Michael genannt. Den ſlebenden Blick auf ſie gerichtet, redete er ſie an: „Callana, warum erſchrickſt Du ſo, Du haſt nichts zu fürchten, vertraue mir. Freilich, meine Sehnsucht nach Dir iſt ſo groß, daß ich mein Leben laſſen könnte für ein Lächeln von Dir. In keinem Kampfe noch, bei keinem Raub oder Ueberfall, habe ich mehr Muth gebraucht als es mich koſtete zu leben und Dir fern zu bleiben. Aber ich fürchtete, Deine Stirn möchte ſich falten und Deine Augen Zornesblitze ſprühen und mir alſo den Weg zum Paradiſe verwehren. Nur durch einen Blick ſage mir, daß Du mir nicht zürneſt. Du biſt ſo kalt, warum ſo kalt?“

„Kalt? Ja ich bin kalt, ich will es auch ſein. Deinen Bogen, den Du das letzte Mal vergeſſen haſt, wollte ich Dir zurückgeben, hier.“ Sie nahm alle ihre Kraft zuſammen, als ſie ihm den Bogen hinreichte und bemühte ſich, ihn möglichſt gleichgültig anzusehen.

Aber nicht den Bogen, ſondern ihre ſchöne Hand, die ihn

hielt, ergriff er, um sie mit leidenschaftlichen Küssen zu bedecken. „Callana, mein Leben, mein Alles!“

„Wie süß mein Name klingt von Deinen Lippen! Callana, folge mir, sei mein Weib, meine Königin, die Königin des ganzen Stammes, dem Du angehörst, die ich gesucht habe, fünfzehn Jahre lang! Denn mein Blut fließt auch in Deinen Adern, es ist Zigeunerblut! Nicht für dies einsame Leben bist Du bestimmt, Führerin sollst Du sein, denn wisse, ich bin der Führer meines Stammes und Du bist mir bestimmt. Zusammen sollen wir herrschen, zusammen auch sollen wir leiden, denn mein Volk ist ein armes, wanderndes Volk, aber Du und ich, wir gehören ihm an. Callana, Du schweigst?“

Die Ruhe und die Zurückhaltung war im Laufe der Rede von ihm gewichen und mit feurig blickenden Augen stand er jetzt dicht vor ihr, wie Zanos, der Held.

„Du schweigst noch immer?“  
„Ich kann Dir nicht so schnell antworten, denn ich habe viel zu sagen, höre und urtheile selbst.“

Er stellte sich dicht vor sie, sich leicht auf die Balustrade stützend. Callana erzählte ihr Leben von dem Tage an, da Noderigo sie gefunden, sie vergaß nichts von Allem, was ihr zu Theil geworden und schloß mit den Worten: „Könnte ich ihn nun verlassen, müßte ich mich nicht selbst verabschieden, wenn ich diese Güte und Liebe mit Undank belohnen würde? Zudem habe ich ihm gelobt, bei ihm zu bleiben und ihn in seinen alten Tagen zu pflegen.“

„Ein Gelöbniß, das er, wie Du selbst gestanden hast, mindestens nicht ernst nahm. — Nein, und wenn er Dir noch viel mehr erwiesen hätte, ich liebe Dich — und ich weiß, daß Du mich auch liebst.“

Er hatte die letzten Worte in ihr Ohr geflüstert und dabei die kleine, rosige Ohrmuschel gestreift. Sie zuckte zusammen und wollte ihn zurechtweisen, aber er hatte sich schon gewandt und ließ seine Finger über die Saiten gleiten, wobei er sie unverwandt ansah. Es war ja wahr, sie liebte ihn, aber womit hatte sie ihm das nur gesagt. Er hatte wohl aufgehört zu sprechen, aber seine Blicke, die sie fühlte und die Töne seiner Geige sagten weit mehr als sein Mund verschwiegen.

Im Osten begann es sich zu lichten und Callana schreckte auf und wollte eilen.

Aber bevor sie noch einen Schritt thun konnte, hatte er sich auf ein Knie niedergelassen und ihre Hand ergriffen:

„Callana, überlege, morgen komme ich wieder, ich zwinge Dich nicht, mir jetzt zu antworten, jetzt nicht, aber . . . Wie schön Du bist, wie schön! Sage mir, daß Du mich liebst!“

„Still, o still, martere mich nicht und morgen komme nicht — nie mehr, ich darf Dich nicht wieder sehen, — ich bringe diesen Verrath nicht über mich — laß, laß mich, und gehe, o gehe!“

Mit Anstrengung aller Kraft hatte sie sich losgemacht und

wollte eilen, er aber umschlang sie von Neuem und flüsterte in ihr Ohr: „Doch morgen, mein süßes Lieb, ich komme und ich weiß, daß Du auch kommst, denn Du liebst mich, ich aber liebe liebe Dich unendlich! — Noch einmal sprich meinen Namen aus und ich werde im Traum Deine Stimme hören.“

„Gute Nacht, Michael, aber zähle morgen nicht auf mich — und lebe wohl — — —“

„Callana!“ Er machte eine Bewegung, als wollte er auf sie losstürzen, aber mit hoheitsvoller Geberde wies sie ihn zurück.

„Callana,“ wiederholte er leise, „ist das Alles?“

Sie nickte und verschwand. Sie warf sich angekleidet auf ihr Lager und weinte, weinte wie noch nie. Warum weinte sie sie nur? Ach, es war so traurig. Er hatte ihr gesagt, daß sie ihn liebe, woher wußte er das? Also war das die Liebe, das sie erheben machte, wenn er sprach, was ihr das Blut zum Herzen trieb, wenn er sie ansah mit diesen Augen, was sie so unendlich traurig machte, das war die Liebe? Und sie hatte sich doch die Liebe ganz anders vorgestellt, nicht so traurig, viel freudiger. Aber da fiel ihr ein, welche Seligkeit sie gefühlt, als sein Arm sie umschlungen hatte, welch Wohlgefühl sie durchströmte, wenn seine Augen sich in die ihrigen senkten und als wollte sie vor sich selbst flüchten, vergrub sich ihr Gesicht in die Kissen.

Nach einiger Zeit fiel Callana ein, daß sie die Geige draußen gelassen hatte und vorsichtig erhob sie sich und spähte erst durch das Fenster, aber Alles war still. Da wagte sie es, den Vorhang leise zu lüften, der zum Balkon führte: da wartete ihrer eine Ueberraschung. Der ganze Boden war mit dunkelglühenden Rosen bestreut und um den Geigenriß war eine kostbare altägyptische Kette geschlungen, auf einem Zettel aber stand: „Küsse jede Rose, denn ich habe es auch gethan und laß nicht vergebens harren Deinen Michael.“

Sie besah den Schmuck, sie hatte noch nie etwas ähnliches gesehen, er war sehr werthvoll. Sie eilte vor den Spiegel, er stand ihr sehr gut. Dann ging sie wieder hinaus, man konnte die armen Rosen unmöglich so liegen lassen. Sie hob einige auf, besah und küßte sie. Dann küßte sie alle nacheinander und ordnete sie in Schalen, ihr Boudoir damit zu schmücken. Sie erröthete. „Ich thue immer, was er will, liebe ich ihn denn so sehr?“ Sie sah ins Freie: der ganze Zauber des Frühmorgens lag noch über der Landschaft, im Osten jedoch war Helios im Begriffe, seinen Wagen segensbringend über die Nuren zu lenken. Sie sah Alles, wie die Bäume sich zu neigen schienen, den Kuß der Morgensonne zu empfangen, wie die Sträucher und Gräser sich schlaftrunken schüttelten und dem kommenden Tag entgegenstrebten — sie sah Alles — und doch nur ihn. Michael flüsterten ihre Lippen und ein seliges Lächeln erhellte ihre Züge, während ihre Augen traumverloren ins Weite blickten. „Wie schön und lieb er ist, welche Haltung! welche Kühnheit! und dieser Name, und diese Stimme und erst seine Augen und — — — oh!“ —

Schluß folgt.

### Freund Ajax.

Eine erschütternde Geschichte.

Wer ist Ajax?

Es ist nicht Telamon's Sohn, der tapfere Grieche vor Troja. Unser Ajax ist der Leibhund Doktor Springer's.

Und wach' ein Thier ist dieser Leibhund. Eine Bullbogge reinster englischer Rasse. Und diese Kraft in seinem Brustkasten, diese Schärfe in seinen überkreuzenden Zähnen, die Unnahbarkeit fremden Schmeichlern gegenüber und die rührende Zuthunlichkeit für seinen Herrn. Der Doktor liebte aber auch seinen vierbeinigen Freund über Alles. Und erst die Wachsamkeit des Bullenbeißers. Weß dem Finger, der nach irgend einem Eigenthum von Ajax's Herrn sich ausstreckte. Davon wußte der Landschafter Willy War, ein Freund Springer's, eine Geschichte zu erzählen. Willy War verwechselt, bei einer Bergnügungstour war's, und plötzlicher Regen fiel in den Garten, seinen gelben Strohhut mit dem des Doktors. Ajax sah's, schnappt, — frach; die Spitze des Goldfingers ist ab und auch schon verschlungen. Höchst unangenehm für beide Theile. Es kam zum Prozeß. Springer, seines Standes Rechtsanwalt, anwaltete sich selbst. Der Kläger verlor jetzt auch noch den Prozeß. Seitdem sind Willy War und Bruno Springer Feinde.

Der Namensgenosse des Telamoniden sah neben seinem Gebieter auf dem Divan. Der Gebieter frühstückte eben seinen selbst bereiteten Mokka. Der Anwalt war nämlich Garçon. Eine

Zugeherin durfte des Tages über nicht einmal in die Bude ein dringen, um seine kleinen häuslichen Bedürfnisse zu besorgen.

Ajax tätschelte und kratzte mit den Pranken seines Herrn Schulterblatt und so oft er tätschelte und kratzte, bekam er ein Stück Zucker, das er mit dem Ausdruck herzlichster Dankbarkeit im Auge nach kurzem Krachen auf seiner Zunge zergehen ließ.

Es läutete. Der Briefträger hatte eine Karte in das Thürkästchen geworfen. Der Anwalt holte sie.

„Was?“ rief er, die Karte überstiegend und sich dann wieder neben seinen Freund setzend, „jeh glaub ich, Falb hat recht. Im Dezember Carambolage zwischen Sonne und Erde. Er kommt“, sagte er dann, sich zu Ajax niederneigend. „Da lies, deines Herrle bester Freund kommt, sein Spezi, der Benni. Ich werde dir ihn morgen vorstellen. Ajax, nimm' dich zusammen, alle deine Künste mußt du ihm vormachen: Apportiren, Hutabnehmen, Schirmtragen, Stoßspringen. Ajax, Benni wird weiter gucken. Ja, Ajax!“

Ajax ließ die Botenschaft ziemlich kalt. Nicht einmal sein kleines Schwänzchen ringelte sich. Von Natur aus etwas mißtrauisch, mochte er sich denken: „Bin ich nicht sein Freund? was braucht er noch den Benni, den Spezi?“

„Heute Abend im Rathhauskeller. Dein Benni,“ stand auf der Karte.

Herr Benno, oder wie auf dessen Visitenkarte stand, Doktor Benno Singer, praktischer Arzt, war wirklich ein Intimissimus Springer's.

Früher, voriges Jahr noch, kam er wenigstens des Monats einmal herein von seinem Marktsteden. Da tranken sie dann zusammen auf die alte Freundschaft. Möglich kam Singer nicht mehr. Er lag in den Rosenketten seines jungen, allerliebsten Weichens. Er liebte seine Regina — sie hieß so — und war es — nämlich seine Königin. Er liebte sie von der kräuselnden Stirnlocke bis hinab zu den schwebenden Füßen. Und seine Königin war eine begabteste Wagnerianerin. Da mußte er denn öfters herein zum „Lobngarin“ und zum „fliegenden Holländer“ und was für ihn das schrecklichste war — er hielt's lieber mit „Fatinizza“ zu der unendlich langen „Holde“.

Da die Opfern unendlich lange dauerten, führte ihn auch die Nacht über keine Lokomotive mehr in seine Heimat. Man kehrte dann immer im „Reichsapfel“ ein. Der Reichsapfel war ein gutes, ruhiges Wirthshaus und das unzertrennliche Ehepaar, wie Kinder im Hause waren sie hier aufgenommen.

Aber heute sah Doktor Singer allein im „Reichsapfel“.

„Ist Ihre Frau krank?“ fragte ihn beim Eintreten der Hausknecht, fragte der Wirth, die Wirthin, fragte die Tochter.

Er brummte was in den Bart. Und so verbrossen schaute der Doktor drein, schier erschrocken und nachdem er das Nachsteffen hinabgewürgt, verließ er rasch das Haus.

So desperat hatten die Wirthsleute ihren liebgewohnten Gast noch nie gesehen.

Ach, daheim hatte es eine kleine Dissonanz gegeben. Der schrille Ton war ihm noch immer in den Ohren.

Freilich wollte seine Frau auch dieses Mal mit, doch er konnte sie nicht brauchen. Er fuhr nicht zum Tempel der Melpomene, sondern zum Tempel der Themis. Als Hauptzeuge hatte er zu thun. Eine dumme Geschichte. Der Wajenmeister hatte einem Bauern das Leben verpfuscht, und als es verpfuscht war, holte man den Arzt; zu spät, der Bauer lag schon in den letzten Zügen.

„Du wirst doch nicht einen Sperrstich beim Auditorium im Schwurgerichtsfaal einnehmen wollen,“ sagte der Mann zur Frau.

„Das nicht, aber darnach könnten wir be'sammen sein, denke Dir, Du bleibst drei Tage fort, das halte ich nicht aus.“

„So mußt Du's halt versuchen.“ Es war das erste Mal, daß der Doktor seiner Frau ihren Wunsch versagte.

„Ich kann, ich will, ich mag nicht,“ antwortete sie trutzig. „Und jetzt sehe ich immer besser ein, Du hast mich nie geliebt — ich bin Dir zu viel — weiß schon, Dein Freund, der Springer, der . . . der Suttier der, hat Dich gehebt. Von mir aus bleibe fort, acht, vierzehn Tage. Von mir aus einen ganzen Monat. Von mir aus wenn Du nach Kamerun, da ist so Verzeimangel, ich bin froh, gehst ich Dich nicht mehr sehe, einen solchen Tyrannen.“

„Weiß“, sagte der Gatte, und lachte bitter, hätte nicht gedacht, wie leicht Du mir das Scheiden machst.“ Er ging und sie rief ihm ebensovie bitter lachend nach; „Gute Reize!“

Da kehrte sich der Gatte um, maß sie und rief, daß ihr's durch alle Glieder fuhr: „Regina“ —

Mitternacht war längst vorüber. Springer und Singer saßen noch immer im Rathskeller. Eine Kalkisade von Flaschen vor ihnen. Wohl, der Wein floß schnell, nicht so das Wort. Das stockte. Der Anwalt wußte nicht, was er mit Benno anfassen sollte. Er, der sonst so feuchtschöne, redselige Geselle war so trübselig, so wortkarg. Nun stimmte Bruno auf Regina an; die holdeste ihres Geschlechtes, das liebe Täubchen.

„Nicht weiter,“ schnitt der Gatte ab. „Wär's das?“ dachte sich Bruno. Weil er aber einmal im Loben darin war, machte er Schwankungen zu den Vollkommenheiten seines Njar. Ei, wie dick trug er auf. Es gibt kein anfänglicheres Thier; und dieser Gehorsam, und erst die Wachsamkeit.

Thesifahnmslos hörte Benno zu. Endlich gingen sie. Es war ausgemacht, daß der Freund beim Freuden schlafen sollte; so spät durfte der ruhige Reichsapfel nicht mehr alarmirt werden. Ein prächtiger Divan stände ja zur Verfügung.

„Vrr! war's kalt!“ Eine frohliche Novemberrnacht, die während sie beisammen saßen, schneepfeisend hereinbrach. Springer ging im Arm seines Gattes. Er war gut aufgelegt und er wügelte beständig über die Melancholie Bennos und während er noch den Hauschlüssel in's Schlüsselloch steckte, sagte er: „Du bist der reinste Selbstmordkandidat; aber das Eine bitt' ich Dich, nur nicht in meinem Hause, mir wär's wegen des Spektakels, wenn Du plötzlich losdrücktest.“

Nicht ohne Geräusch kletterten sie die zwei Stiegen hinauf.

Sie traten in's Zimmer. Auf dem Tische stand der Leuchter. Bruno machte Licht. Der kleine Schein fiel in den großen Wandspiegel, der gegenüber dem Bette hing. Aber aus dem Wandspiegel heraus funkelten zwei feurige Näder — das waren Njarens Augen. Benno sah das gleichende Näderpaar zuerst. Frappirt wendete er sich um, hinab zum Bett. Jetzt dumpfes Knurren, Auffahren, Zähnefletschen.

„Bruno, ist das . . .“ fragte der Gast, ist das . . .“

„rrr, rrr, . . .“ ist das Nj . . .“ — rrr, rrr . . .“ und er darf . . .“ rrrrr . . .“ in Deinem Bett schlafen?

„Gott behüte,“ erwiderte der Gastfreund, „sieh dort sein Lager — aber findest Du nicht, es ist plötzlich kalt geworden. Grausam kalt, das g'scheidte Viecherl hat sich zu helfen gewußt.“

Bruno nahm nun den Fußteppich, der vor seinem Bett sich hindeckte, legte ihn mehrfach zusammen und breitete ihn, ein behagliches Lager richtend, in der Ecke des Zimmers aus.

„So, Njar, jetzt hast Du auch ein gutes Bettel!“ sprach er und deutete mit dem Finger hinab zum Bettel.

Njar, schien es, wollte das Zeichen nicht verstehen. Und wie ehedem nach dem Finger des Freundes Njar, schnappte er nach dem Finger seines Gebieters.

„Njar, was wär' denn das? Schön, Njar — Njar sieh dort — komm Njarl, sei brav, fürcht' dich nicht vor dem Herrle da — Benni, ich bitte Dich, leg' Deinen Schirm weg, — das Thier ist so gut, ist den Stock nicht gewohnt, das macht's trutzig, nervös.“

Benno hatte nun seinen Regenschirm, den er bis jetzt stockartig zusammengerollt in der Hand hielt, folgsamst weggestellt.

„Wirst sehen, wie das Thier nun folgt.“ — Njar, sieh, ein Bettel hab ich Dir gerichtet, o ein warmes, warmes Bettel, eine Prinzessin hat kein so weiches. O, das wird meinem guten, folgamen Njar wohl thun. — Benni, es wird sich empfehlen, Du trittst ein Wischen hinter den Ofenschirm, schon etwas mehr, noch ein Wischen, ganz, ganz. Mit Deinem versch . . . Prügel von einem Schirm hast Du das gute Thier schon ganz verkrüppelt. — Njar, Du bist doch sonst ein g'scheidtes, ein tapfers, ein wacker's Hundel, sieh, das böse Herrle ist nicht mehr da, komm' Njarl. Komm, komm.“ In diesem Füllhorn der süßesten Worte redete der Besizer des wackern Njar noch lange fort.

Das Njarl klopfte wirklich mit seinem Wibel in den Flaum des Blümeaus, die ersten Symptome eines sich befähigenden Gemüthes. Er ließ sich auch die Stirne, die Ohren krauen, den Grat streicheln. Wieder spiegelte die rührende Dankbarkeit aus seinen feuchten Augen. Er legte den Ballen der schmeichelnden Hände, indeß von der Stelle rüchte er nicht, nicht fingersbreit.

„Benni“, sagte der Gastfreund, „er sieht noch immer Deine Füße. Hinter dem Ofenschirm ist eine Holztrube, bitt' Dich — nein, nicht stehen, da schaut ja Dein ihm so unsympathischer Kopf darüber hinaus; setzen, bitt' ich Dich, setzen. — So — aber die Füße aufziehen, — recht. Nun wirst Du sehen. — Njar, jetzt, auf Ehre, das böse Herrle ist fort, ganz fort ist das böse Herrle, schau nur, gelt Njarl — also sei vernünftig! Willst Du nicht vernünftig sein, wart' ich komm' Dir, ich werd' Dir's zeigen, augenblicklich heraus vom Bett. — Nicht?“ — Bruno griff nach seiner langen Pfeife, nur um zu brohen.

Da kam er recht. Njar stellte sich auf, stellte die Ohren, die Augen, die Zähne, stellte sich zum Sprung. Sein Gebieter sah ein, daß er der Gescheidtere sein müsse und gab nach.

Njar setzte sich wieder, grub sich in den Federn ein tieferes Grübchen, legte sein struppiges Haupt auf die Vorderpfoten, rollte nach links und rechts die unheimlich leuchtenden Näder und war ruhig.

„Es bleibt nichts anderes übrig, wir lassen Njar seine Trophäen. Benni, ho, wie er sie verteidigt. Ein Teufelskerl, der Njarl. Was thut's, wenn wir einmal selbander schlafen. Vielleicht tritt er uns ein Kopffissen ab?“

Auch dazu ließ sich der Teufelskerl nicht herbei. Beim Annähern schon stand der würdige Trägers seines Namens kampfbereit.

Der Divan war ein prächtiges Ausstattungsmöbel, für eine Stesla gewiß acceptabel, zum Nachtschlafen, und erst für zwei langemachene Mannesleute war das Lager zu schmal und kurz; zumal der Anwalt eines fahrenden Bäuchleins sich erfreute. Da es fürchterlich kalt war, schmiegen sich die beiden Freunde, sich gemeinsam in den Plaid wickelnd, eng aneinander. Der Hausherr schnarchte schnell hinüber. Nicht so der Gast. Um 5 Uhr raffelte es wie tobflüchtig in der Ofendurchsicht. „Es ist der Wackel“, sagte der Anwalt. „Ich habe auswärts eine kleine Kommission, einen Angenscheln. Bis Mittag bin ich längst wieder hier.“

Er ging, warf aber mit dem Finger drohend, ein lächelndes Auge auf den ihm ruhig entgegenblickenden, siegesfolgen Mar.

Benno schlief in den hellen Tag hinein. Als er die Augen aufschlug, hockte unter dem Tisch — damit nicht Einer den Andern hinausdrängte, hatte man ihn vor das Bett gestellt — Mar. Er hatte das Kinn auf eine der ängstlichen Gulen des Koppelpfisters gelegt. Unverwandt starrte er den Einbringling an.

Der Moment war nicht allerliebste. Nur einen Ruck wenn Benno machte, knurrte das non plus ultra der Wachsamkeit und flüchtete die Fühne. „Der Teufel hol' die Bestie!“ dachte sich der Gefangene. „Es ist höchste Zeit, ich muß zur Verhandlung. Welche Blamage und die Kosten. Ich erschieße das Vieh.“ Mit dem Erschießen hatte es gute Weile. Zwar zum Ergreifen nahe hing ihm zu Haupten der Revolver, aber nur einen Zoll weit wenn Benno die Finger unter dem Kleid herausspitzen ließ, schnappte der Hund darnach. Willy War's verschlungenes Goldfingerzipfeln schwebte dem Armen vor den Augen. Darum verhielt er sich ruhig.

Eine Stunde verging. Der Zeuge Doktor Benno Singer fehlte. Man telephonirte hinaus nach seinem Flecken. Die Frau Doktor erschien am Apparat. Sie antwortete. Fast verstand man sie nicht, die vibrierende Stimme.

„Singer gestern ab. Näheres im Reichsapfel. Habe Todesangst; bitte um Nachricht.“

Die Frau Doktor wich nicht aus der Telephon-Kabine. Nach einer halben Stunde konstatierte man im „Reichsapfel“: Herr Doktor war gestern Nachts äußerst aufgeregt davon gegangen.

Die hölzerne Membrane des Fernsprechers gab im nächsten Moment eine unartikulirten, schrillen Laut in die Stadt. Da bligte es auf in Frau Reginas Kopf. Etwas weiß sein — der Springer was. Sie — gerade kam der Zug — dampfte fort.

Im Bureau des Anwalts wußte man nichts und der Herr Chef jeien zu Geschäften auswärts.

Wann kommt er wieder? Wo logirt er? Sie nahm einen Wagen. „Schnell!“ Sie zahlte doppelt. Der Hausmeister befristigte ihr: „Herr Doktor Springer hätte Nachts einen Herrn mitgebracht, ein seltsamer Patron müßte es gewesen sein, er hieß ihn, eigenohrig hörte ich es, einen Selbstmordkandidaten.“

Die Frau Doktor stürmte die Treppe hinauf. Zwei Mal zweieundzwanzig Stufen. Sie brauchte die Hälfte. Der Athem wollte ihr versagen.

Sie riß am Glockenzug, klopfte, riß wieder, man öffnete nicht. Nur ein furchtbares Gebell antwortete ihr. „Benno!“ ruft sie. „Benno, bist Du hier?“

„Regina!“ antwortete es. Durch den Flur kam's, gedämpft, aber so marktschreiernd, gerade wie damals beim Abschied.

„Benno, mach' auf!“ Ein Schuß.

„Um des Himmelswillen, Benno! Sprengt die Thür! Auf, mein Mann! Vielleicht ist er noch zu retten!“

Der Hausmeister war der wahnsinnig emporjagenden Frau nachgesprungen. Es kamen aus allen Etagen Leute, da kam auch der Anwalt. Er war, eher als er's vermeinte, mit seinem Augenschein fertig geworden. „Schnell, schnell, Herr Doktor,“ rief ihm die Verzweifelte zu. „Schnell, o Gott, o Gott, ich bin an Allem schuld.“ Hastig setzt der Anwalt den Schlüssel an, hastig dreht er den Bart; wie immer, wenn Ueberhaft arbeitet, geht's nicht vom Fleck, Regina vergeht vor Angst, endlich knarrt's, sie wirft die Thür zurück, stürzt voraus, reißt die Zimmerthür auf. Im nächsten Augenblick lag die Gattin an der Brust des Gatten, der langsam, noch den Revolver in der Hand sich aufrichtet.

„Und Du lebst noch? Du bist nicht todt! Wirklich nicht, aber Du blutest, Deine Hand, o Du lieber Gott, ich danke Dir, daß Du sein Herz nicht treffen ließe! — Benno!“ und sie küßte ihren Mann — „verzeih' mir, lieber, lieber Benni — o ich war so garrig gegen Dich.“

Er wehrte ihren Liebsjungen. Dann sagte er:

„Ich bin nicht todt — meine Hand ist nur ein bißchen angeschwollen — aber“, setzte er schmerzlich dazu und deutete unter den Tisch — „Mar.“

Man stellte das Tischchen weg. Da lag Mar in's Hirn getreten.

„Freund“, sagte Singer zu seinem Gasgeber, „ich konnte mir nicht anders helfen.“

### Allerlei.

#### Die erste Hinrichtung in Indien durch die Guillotine.

Es wird uns geschrieben: Das reizend am Goochly Fluß, einem Arme des Ganges, gelegene Städtchen Chandernagore, oder wörtlich in's Deutsch überetzt: die Stadt des Sandal-Holzes, ist eine kleine französische Festung, etwa 22 englische Meilen nördlich von Kalkutta. Die ganze Festung ist nur zwei englische Meilen lang und 1 1/2 Meilen breit. Dieses kleine idyllische Städtchen wurde durch verschiedene verwegene Morde im letzten Jahre in große Aufregung versetzt, die Verbrecher hatten jedenfalls vor dem hier so äußerst milden französischen Gesetz wenig Furcht. Die überführten Uebelthäter wurden auf Lebenszeit nach Dhol, einer französischen Strafkolonie in Afrika gebracht, und das ist für einen Hindu keine so sehr strenge Strafe. Als aber im Oktober 1894 ein dreifacher Mord begangen wurde, da entstand eine allgemeine Panik unter den Einwohnern. Niemand wagte mehr am Abend sein Haus zu verlassen. Die Ufer des Flusses, die sonst von fröhlichen, badenden Hindus besetzt waren, waren nun öde und verlassen. Da beschloß endlich das französische Gouvernement nach dem mosaischen Gesetz zu verfahren, welches Aug' um Auge, Zahn um Zahn fordert. Der Mörder, Namens Sarat Chunder Bhata-Marjee, der seinen Wohltäter, dessen Frau und Tochter ermordet und beraubt und die Köpfe seiner Opfer völlig vom Rumpfe getrennt hatte, wurde ergriffen, seiner Verbrechen überführt und zum Tode verurtheilt. Da das französische Strafgesetz die Vollziehung der Todesstrafe durch die Guillotine anbezieht, entstand eine große Schwierigkeit, es erfüllt nämlich in ganz Indien keine Guillotine, und doch beschloß das Gouvernement ein energisches Exempel zu statuieren und so stellte man eine Guillotine in Paris. Diese traf per Dampfschiff Cridan am 20. Juli in Kalkutta ein. Das Gouvernement von Indien gab bereitwillig die Erlaubniß die unheimliche Enthauptungsmaschine durch das britische Gebiet zu transportieren und so wurde die Guillotine mit 25 französischen Soldaten als Eskorte in Kalkutta gelandet und per Bahn nach Chandernagore geschafft. Hier wurde sie unter Aufsicht eines sachverständigen Offiziers auf einem freien Plage aufgestellt. Der Mörder gehörte zur höchsten indischen Kaste der Brahminen (Priester), seine Freunde hatten einige Monate zuvor ihm zur Flucht aus dem Gefängnisse verholfen, doch konnte er sich seiner Freiheit nicht lange erfreuen, da er sehr bald in Maihatti im britischen Gebiet wieder ergriffen wurde. Darauf hatten seine Freunde versucht ihn der irdischen Gerechtigkeit zu entziehen und hatten eine giftige Schlange (Cobra) in seine Zelle eingeschmuggelt. Der Mörder wurde von ihr in den Finger gebissen, die Wunde wurde sofort entdeckt und er wurde gerettet — für den Tod durch das Fallbeil. Am Montag den 21. Juli morgens 4<sup>1/2</sup> wurde ihm die Mittheilung gemacht, daß er nur noch wenige Minuten zu leben habe, gleichzeitig wurde ihm das Haar am Hinterkopfe rasirt, damit es bei der Hinrichtung nicht hinderlich sei, dann wurde er zum Richtplatz gefahren. Die Guillotine war von einer doppelten Reihe von Soldaten umgeben und eine große Menschenmenge hatte sich eingefunden um das schaurige Ende der Tragödie mit anzusehen. Der Verbrecher schritt feiten Schrittes die wenigen Schritte zum Schaffot hinauf, schnell war er auf ein Bret geschnallt, er versuchte einen Moment nach dem über ihm schwebenden Messer zu sehen, jedoch schnell war sein Hals in einem Holzstrang eingeschlossen — und herunter, wie ein Blitz fauste das furchtbare 80 Pfd. schwere Messer, ein dumpfer Krach und sein Kopf rollte in einen Korb, gefüllt mit Sägespänen. Dann wurde der Körper in einen Sarg gelegt mit dem Kopfe an seine Seite. Kurz vor seinem Tode hatte der High Caste Brahmin das Christenthum angenommen und die Gerechtigkeit seiner Strafe anerkannt. Der Körper erhielt insofgebeffen ein christliches Begräbniß.

### Vom Büchertisch.

(An dieser Stelle werden alle eingehenden Bücher, Broschüren etc. angezeigt. Besprechung nach Auswahl vorbehalten.)

— Ein Tigergespinn, von einem Löwen gefahren, diese neueste Leistung Hagenbecker Thierdressur wird in dem soeben erschienenen 2. Heft der „Modernen Kunst“ (Verlag von Richard Bong, Berlin, 4. Heft 60 Pfg.) in Wort und Bild geschildert. Daran schließt sich die Darstellung einer ebenso glänzenden Circus-Nummer, die eine mächtige Sudantigerin als Kunstreiterin auf dem Panneau vorführt. Finden in den kleineren Textillustrationen die Interessen des Tages Berücksichtigung, insoweit sich für sie ein künstlerischer Gesichtspunkt ergibt, so ist der Haupttheil des Blattes schon lange eine der vornehmsten Heimstätten für unsere hervorragendsten Künstler und Schriftsteller. C. von Pausinger, Paul Thumann, Jules Bengel sind mit glänzenden Schöpfungen vertreten. Besonders hinzuweisen ist auf einen prächtigen Aquarell-Fachmildebrun nach B. Biglheim's humorvollen Bild „Münchener Kind“. Der leider so früh verstorbene Künstler bringt hier eine jener kraftstrotzenden Chagen, in denen sich seine gewaltige Begabung mühelos bethätigte. Unter den novellistischen Beiträgen ragt eine novellistische Skizze von Wilhelm Meyer-Förster hervor, die merkwürdige Bekenntnisse aus dem Tagebuche eines Jodens enthält.

